

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

164 (19.7.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 58



Der neue Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg.

Der Erfinder der Streichhölzer.

Ueber den Erfinder der jetzt wegen der Steuerreform vielgenannten Streichhölzer herrschte lange Zeit ein Streit, der aber heute als entschieden gelten kann. Gerade jetzt, wo die Zündhölzer auch in Deutschland besteuert werden sollen, finden vielleicht einige Worte über den eigentlichen Erfinder Gehör. Im Jahre 1828 wurden von Berlin aus Schnellfeuerzeuge in den Handel gebracht, welche sehr gefährlich waren. Der Kupferhändler Joh. Samson Wihl. Mayer in Ehlingen a. N. suchte nun, ermutigt durch einige Freunde, zunächst eine gefahrlose Entzündung dieser Schnellfeuerzeuge zu ermöglichen. Dieser Versuch gelang ihm, indem er gequetschten Asbest schwammartig, mit konzentrierter Schwefelsäure angefeuchtet, in die Fläschchen füllte. Aber dieser Erfolg genügte ihm nicht und nach langem Experimentieren gelang es ihm im Jahre 1831, eine Masse zu entdecken, welche die Schwefelsäure entbehren konnte. Damit hörte die Fabrikation der anderen Feuerzeuge auf. Mayer konnte nicht genug Reißzühndölzchen anfertigen, die Aufträge nahmen einen immer größeren Umfang an. Bis zum Jahre 1833 hatte der Absatz schon eine solche Ausdehnung gewonnen, daß das Engros-geschäft Josef Karl in München die Firma Kessler u. Ko. in Ehlingen legitimiert, dem Herrn Mayer Vorstöße in unbeschränkter Höhe auszubehalten. Dieses Engros-geschäft hatte nämlich die Lieferung für die griechisch-bayerische Armee effektiviert und jeden Freitag ging eine große Sendung der „geräuschlosen“ Streichzühndölzer nach Griechenland ab.

Um jene Zeit scheint nun eine Arbeiterin von Mayer das Rezept zur Fertigung der Zündmasse entwendet und demjenigen ausgeliefert zu haben, der vielfach auch heute noch als Erfinder der Streichzühndölzer gilt, nämlich dem F. F. Kammerer, der 1857 im Zrennhaus verstorben ist. Noch in dem nämlichen Jahre 1833, zwei Jahre, nachdem Mayer schon Streichzühndölzer hergestellt hatte, begann Kammerer die Fabrikation. Die Priorität ist auch durch einen Prozeß festgestellt, der 1833 in Wien spielte. Dort wurde ein Herr Kammer junior von einem anderen Wiener Kaufe wegen Patentverletzung gerichtlich belangt, gewann aber den Prozeß, weil er ein Aktteft des Gemeinderats Ehlingen beibrachte, wonach Mayer der Erfinder der Reißzühndölzer sei. Mayer hat freilich seine Erfindung nicht in dem Maße ausbreiten können, daß er dadurch ein begüterter Mann geworden wäre; er starb vielmehr in dürftigen

Verhältnissen, fünf Jahre früher als Kammerer, nämlich am 18. September 1852. Geboren war er am 10. März 1787, jedoch er ein Alter von nicht ganz 65 Jahren erreichte. Mayer war sehr begabt und hatte namentlich große Vorliebe für die Naturwissenschaften. Obgleich er die Lateinschule besuchen durfte, sollte er doch das Gewerbe des Vaters betreiben und wurde daher Kupferschmied. Nach seinen Wanderjahren ließ er sich in Ehlingen als selbständiger Meister nieder und fabrizierte neben Kupfergeräten namentlich Handfeuerhölzer. Mayer stammt aus einer Familie, die früher schon tüchtige Männer hervor gebracht hatte. Der Urgroßvater Tobias Mayer war ein im Wasserbau- und Brunnenwesen sehr anerkannter Fachmann, dessen Sohn aber der berühmte Mathematiker Tobias Mayer, der in Göttingen als Professor der Mathematik und Direktor der Sternwarte am 20. Februar 1762, erst 39 Jahre alt, starb. Zwei Söhne dieses Gelehrten sind auch noch weiterhin bekannt geworden, namentlich der Maler Georg Friedrich Mayer, der in Moskau lebte. Daß der Erfinder der Streichhölzer eine weit über den Durchschnitt hinausgehende Allgemeinbildung hatte, dafür spricht der Umstand, daß Mayer viele Jahre hindurch nicht nur Bibliothekar und Sekretär der Ehlinger Bürgergesellschaft war, sondern auch in allen öffentlichen Angelegenheiten eine hervorragende Stellung einnahm.

Das Naturschöne.

(Nachdr. verb.)

In dem von uns schon mehrfach gewürdigten schönen Buche „Ueber Naturschilderung“ des vor einigen Jahren verstorbenen feinsinnigen Friedrich Nagel stoßen wir auf ein Kapitel, das von dem „Naturschönen“ handelt. Jeder empfindet die Naturschönheiten, wenn er einen Wald ins Freie tut, aber wie viele mögen sich wohl schon darüber Rechenschaft abgelegt haben, was das Naturschöne eigentlich ist, worin die Naturschönheit besteht und was schön und erhaben ist in der Natur? Selbst so große Menschen wie Goethe und Schiller wichen der Beantwortung dieser Fragen aus. Goethe „rückte die Frage überhaupt bei Seite, indem er die Schönheit in der Natur zu der Urphänomenen zählte.“ Wie schwer aber die Behandlung unseres Problems ist, hatte Schiller ganz klar erkannt, und er sagte ganz richtig bei dieser Gelegenheit, daß die Entfindung der meisten Menschen richtiger sei als ihre Gedankenänge, und daß erst mit der Ueberlegung der Irrtum anfange. Und da uns das Emporsteigen aus der schweren Luft des Weltlebens, das Vergessen dieser Welt in ruhiger Betrachtung der Natur erquickt, fühlen wir uns befriedigt genug, als daß wir noch weiter fragten: Was zieht uns in der Natur an, sei es nun, daß es uns gefalle, od. daß es uns erhebe?

Auch Nagel stimmt mit Fehner überein, daß die Schönheit etwas Mystisches sei, daß in der Schönheit ein Unerforschbares und daher im tiefsten Grund Unfassbares sei. Dennoch unternimmt er den Versuch, mit dem Nützlinge des Gedankens diesem Grenzgebiete der Wissenschaft u. Kunst beizukommen, und wir wollen die Gelegenheit beim Schopfe fassen, seinem Gedankengange zu folgen, zugleich in der Absicht, wiederum auf das seine Wert hinzuweisen.

Aus dem Gewirr der unendlichen Mannigfaltigkeit, in der uns die Natur mit ihren Formen entgegentritt, kann der aufmerksame Beobachter einige Elemente herausfassen, die Grundmotive des Schönen in der Natur bilden. Das erste Gefühl des Wohlgefallens gegenüber einer großen Natur ist das der Freude an der Aufnahme eines Bildes, durch das der Beschauer bereichert oder auch überwältigt wird. Und die verschiedenartigen Gefühle, die diese Bilder in uns erwecken haben, die Stimmung tragen wir mit fort. Der erste Eindruck ist wie der letzte ein Ganzes, zwischen dem eine Mannigfaltigkeit des

„Du hast recht, Edith.“ Er war aufgestanden und redete die schlafende, noch immer feste Gestalt, während sein Kind sich unter Tränen jubelnd an seinen Hals hing; „aber etwas muß geschehen, um dieser „Liebe zur Not“ eine festere Basis zu geben, als bisher. Ich will zu meinem Bruder und mit ihm reden, ihn an die erinnern, die uns, Zwillingenbrüder, gemeinschaftlich gebar. Vielleicht ist mit den Jahren daraus eine Brücke geworden, auf der wir uns wieder zurück- und zusammenfinden. Erwarte mich hier. In einer Stunde werde ich wieder hier sein!“ Sie barg ihren Kopf an seine Brust. „Aber nicht wahr, Papa, du lässest es zu keiner Szene zwischen euch kommen, wenn der Onkel hart sein sollte?“ „Sei unbesorgt, Kind, ich will ja nichts erzwingen. Dir ist doch selbst beinahe ein alter Mann.“ Er küßte sie zum Abschied und ging, während sie sich in das Gras zurückgleiten ließ und bitterlich weinte. (Fortsetzung folgt.)

Reiser und Ruthen.

Ein Idealist und trotzdem kein Don Quixote; ein Realist und trotzdem kein Hansa. Das ist's. Anbiedere, anbrüderern, anwidern. Das sind nicht nur Reime. Wer über Gott nicht mehr reden kann, fängt an, etwas von ihm zu wissen. So lange man sich über den Eigennutz der andern noch sittlich entrüstet, ist der Neid noch nicht ganz überwunden. Um Verzeihung bittende Kinderaugen sind unerträglich. Warum? Sie fragen dich an. Eine Nagelprobe! Habe einmal den Ehrgeiz, für dumm, faul, grauam, genuschlich, lägerisch gehalten zu werden. Statt einer geheimen Freude wirst du den Schreck erleben, daß du alle dem noch ein ganz hübscher Wodensatz in dir ist. Sei niemals groß. Wenn aber, dann recht! Wenn jemand mit dir über dich reden will, dann sage ruhig: ich kenne diesen Menschen nicht. Es stimmt immer. Es gibt auch Heimtüder der Güte und Duckmäuser der Liebe. Es sind umgetehrte Heuchler, Schafe im Wolfspelz. Sie tun fürchtbar grimmig und haben Kinderherzen. Aber selten sind sie, selten! Gut sein und stark. Es geht nicht anders. Die Wildtäue haben nur vor festen Säumen Respekt. Anton Hendrich in der „Jugend“.

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft. Richard Strauß und das Variete. Richard Strauß, der Komponist der „Salome“ und „Elektra“, soll es — wie verschiedene Blätter vor einiger Zeit meldeten — mit dem Variete gründlich verborben haben. Und zwar soll das so gekommen sein: Im Feuilleton des „Berl. Tagebl.“ hat Strauß kürzlich die Aeußerung gemacht, „ein hoher Adel und ein verehrungswürdiges Publikum beden ihre abendliche Kunstbedürfnis in direkt verblöhdenden Variete-Vorstellungen“. Hiergegen protestiert der Chemnitzer Zentraltheater-Kapellmeister Clement in einem in dem Fachblatt „Der Kritisi“ veröffentlichten, an Strauß gerichteten offenen Schreiben, in welchem er u. a. sagt: „Ich finde, daß man das monatliche Programm eines erstklassigen Varietes nach Tag für Tag besuchen kann, ohne zu verblöden. Auch Sie, Herr Dr. Strauß, arbeiten mit alten, sehr alten Varietecritik! Was ist z. B. Ihre Lang der sieben Schleier? Ihre knarrenden Turen usw. sind Wirkungen, die jeder Clown mit viel geringeren Mitteln effektvoll erzielt! Entkleiden Sie sich des Bluffs eines von über 100 Mann Orchester erzielten Spektakels, der Spekulation auf den hysterisch pervertierten Gefühlsdunst einer Opiumhöhle, ich bezweifle, ob Sie imstande wären, ein Publikum 15 Minuten als Autor so gut zu unterhalten und zu erbauen, wie es so viele Varieteekünstler tun. Ich selbst habe einige Tausend Variete-Vorstellungen dirigiert und fühle mich nicht verblödet, im Gegenteil, ich bin geistig frisch und rege genug (bei gleichem Alter), um Sie, Herr

Dr. Strauß, allen Ernstes zu einem öffentlichen Wettstreit, zu einem freisch-fürstlichen Turnier der Geister auf Ihrem eigenen Gebiet gegen einen Einfaß von — sagen wir 8000 Mk. — herauszufordern.“

Clement nennt als Bedingungen, unter denen das Wettkomponieren vor sich gehen könnte, im wesentlichen die folgenden: „Innerhalb einer angemessenen bestimmten Zeit (1 Jahr) komponieren 8 im Wettbewerb mit mir eine einaktige Oper von künstlerischer Bühnenreife. Das Sujet (der Text) muß vom Komponisten erfunden, mindestens selbst gedichtet werden. Das Genre steht jedem frei. Die Oper soll nicht länger als eine und nicht länger als anderthalb Stunden dauern, damit beide an einem Abend, im selben Theater, vom gleichen Personal vergleichsweise gespielt werden, auch soll sie nicht übergroße Anforderungen an Ausstattung und Personalzahl stellen. Das Orchester darf das eines erstklassigen Varietes an Größe nicht überschreiten — also nicht über 35 Mann hinausgehen. Harfe ist zulässig, ungewöhnliche Instrumente, wie Bassflöte etc. etc. sind es nicht. Das Preisgericht besteht: a) aus je 2-4 unbefangenen Mitgliedern des Artisten- und Bühnentandes (nicht Kapellmeister) und 2 ersten Musikreferenten; b) aus dem anwesenden Publikum. Die Details werden von Vertrauenspersonen geregelt.“ (Ein mutiger Herr, der Herr Clement. Doch ist kein gegen eins zu wetten, daß er mit seinem Vorschlag bei Richard Strauß wenig Glück haben wird!)

Carnegie rühmt sich, wie die „Frankf. Zeitung“ aus New York berichtet, in einer von ihm selbst aufgestellten Uebersicht bisher 51 998 908 Dollar für Bibliotheken und sonstige Einrichtungen aufgewendet und insgesamt etwa 1800 Büchereien gestiftet zu haben. Wie viele Menschen er wirtschaftlich und physisch zugrunde gerichtet hat, um diesen Sport betreiben zu können, vermag der Stahlkönig anzugeben. Wie die großen Vermögen in Amerika zustande kommen, schildert Upton Sinclair in seinem neuesten Roman aus der amerikanischen Finanz- und Trustwelt, der demnächst auch in deutscher Sprache erscheint. Wenn wir nicht irren, ist auch Herr Carnegie hierin absonderlich, freilich nicht als „Philanthrop“.

Gegen den Alkohol.

Alkohol-Verufe und Sterblichkeit. Einen Beweis für die lebensverringende Wirkung des Alkohols bringen die monatlichen Mitteilungen der „Leipziger Lebensvers.-Gesellschaft“ auf „Gegenseitigkeit“ vom Monat März, welche schreiben: „In Verufen, denen die Gelegenheit zum Alkoholgenuss und die Veruchung, sich ihm hinzugeben, verbunden ist, wie z. B. im Verufe der Gastwirte, Hoteliers, Winger, Weinhändler, Brenner, Brauer, Destillateure, Restaurateure und in anderen „Alkohol-berufen“, ist nach den Erfahrungen der Lebensversicherungs-gesellschaften regelmäßig eine besonders große Sterblichkeit zu erwarten. Auch unsere Gesellschaft hat leider die Erfahrung machen müssen, daß ihre in Alkoholberufen beschäftigten Versicherten ständig einer erhöhten Sterblichkeitsgefahr unterliegen. In dem Zeitraum von 1886 bis 1899 z. B. sind unter den in Alkoholberufen tätigen Versicherten der Gesellschaft rund 44 Prozent Todesfälle mehr eingetreten, als nach der sonst beobachteten Sterblichkeit des erwähnten Zeitraumes mit Berücksichtigung des Alters und der Versicherungsdauer (von der ärztlichen Untersuchung ab gerechnet) erwartet werden konnten. Da nun die Gesellschaft bei der Aufnahme von Personen aus den Alkoholberufen von jeder besonders vorsichtig war, so rechtfertigt das trotzdem eingetretene ungünstige Resultat zweifellos eine Prämienerschöpfung bei allen den Personen, die der Gefahr eines häufigen oder übermäßigen Alkoholgenusses durch ihren Beruf ausgesetzt sind.“

Allerlei.

Vom Steinmetz zum Premierminister schwang sich der vor kurzem in Australien verstorben Thomas Prince empor. Im Jahre 1852 als Sohn armer Eltern in einer Vorstadt Liverpool geboren, besuchte er die Volksschule. Nach deren Abolierung wandte er sich dem väterlichen Verufe zu und wurde Steinmetz. Gesundheitsrücksichten veranlaßten ihn, diese Tätigkeit aufzugeben. Er wanderte nach Australien aus und kam 1868 in Adelaide an. Hier hungerle er sich monatlang durch, bis er sich doch wieder einem Gewerbe zuwandte. Der Zufall führte ihn zu dem Bauplatz des Parlamentsgebäudes, in dem er später seines Amtes als Premierminister waltete.

ebens und Schaffens in uns jeder liegt, das die Einbildungskraft erweitert und unser Gefühl reicher macht. Die überreiche Natur bietet uns aber auch Bilder, über die wir gar nicht hinausdenken wollen, weil ihr Eindruck uns voll befriedigt. So wirkt nur die größte Größe oder Schönheit, die mit jedem neuen Anblick größer und schöner wird. Ein gleiches bieten uns die großen Kunstwerke überhaupt, und in der Musik existiert kein sicheres Kriterium für die wahre Größe oder Schönheit eines Werkes, als diese nachhaltige, sich immer vergrößernde Wirkung auf uns, während das bloß Interessante bei öfterem Hören und Sehen verliert. Gerade solche Erfahrungen zeigen, wo die Wege zwischen Kunst und Wissenschaft auseinandergehen. Die Freude am Schönen und Großen ist ihrer Natur nach nicht analytisch (geeignet, in ihre Einzelbestandteile zergliedert und zerstückelt zu werden), sondern sie strebt viel eher, ein Ganzes zusammenzufassen, dessen sie sich einmal bemächtigt hat, und eben darum sind auch der Analyse des Schönen in der Natur enge Grenzen gezogen; sie kann immer nur Beiträge liefern, nie ein ganzes Problem lösen.

Das Schöne in der Natur rekrutiert seine Elemente wie sonst auch alles Schöne aus den einfachsten Dingen. An sie schließt sich alles an, sie setzen alles zusammen. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß die Grundformen nicht absolut geometrische sind. Keiner gerade die kleinen fast unbewußten und zarten wie auch die energiegeladeneren bewußten Abweichungen berühren in uns Saiten, über deren Erklängen wir uns schwer, vielleicht gar keinen Aufschluß geben können. Die Formen, welche uns in der Natur entgegenreten, sind fast stets unregelmäßig, nicht absolut regelmäßig, und darum sind die Erfahrungssätze der Kunst nicht nur von ungenügender, sondern von unheiliger Wert, erfassen unser Gefühl nie ganz.

Von den zahlreichen Mitteln, mit denen die Natur arbeitet, fällt uns als ein stark in den Vordergrund tretendes Moment das der Linie auf. Vor allem ist es aber die Vogenlinie, welche unser Wohlgefallen berührt, denn die schwach gekrümmte Vogenlinie ist die Linie der ungenügendsten Bewegung. Wer folgt ihr nicht gern mit dem Auge, und wer zögert sie nicht gern mit dem Stifte nach? Wie gut merkt man es Rembrandts Zeichnungen an, mit welchem Behagen er eine langsam anschwellende fast horizontale Geländelinie hingezogen hat! Die Windungen und Vogen der Flüsse sind doch soviel schöner und annütiger, als die Geraden der Kanäle. Nagels Erforschung geht dahin, daß die gebogene Linie in fast allen Grundformen an der Erdoberfläche vorkommt und sie die Hauptursache bildet, warum soviel Schönheit in der Natur ist. Aber auch das Geradlinige ist im Landschaftsbilde stark vertreten, in der Horizontalen sowie im Lot. Die Flachlinien lang hingestreckter Gebirge, die Horizontallinien flüchtiger Schichtwolken, die aufstrebenden ferzengeraden Bäume, als deren typisches Beispiel die Cypressen und Pyramidenpappeln zu nennen sind, die kraftvoll horizontale und lot durchschneidende Diagonale eines Gebirgshanges: sie alle betonen die Gerade in der Landschaft und drücken ihr oft das Gepräge auf. Der Uebergänge stellen sich dabei genug ein. Wie wohltuend wirkt die Verbindung der Vogenlinie mit der Geraden, wenn sie als tangential zum Boden liegender Wolkenstreif erscheint, wie unerfreulich, wenn sie dagegen auf der anderen Seite im Winkel trifft! Ganz die Erfahrungen aus der Kunst, das selbe wie Fehn's Feststellung, daß der Kreis im Quadrat viel gefälliger wirkt, als der das Quadrat umschließende Kreis.

Als Element starker Wirkung im Landschaftsbilde wirken die Vereinigungen und Gruppierungen. Jeder größere Naturkörper besteht aus kleineren Teilen, die dem größeren und dem Ganzen ähnlich sind. Jeder Zweig ist ein kleiner Baum, jeder Berg ein kleines Gebirge. Daher ist in der Natur etwas Kaleidoskopisches, dessen Schönheit in der Wiederholung des einzelnen liegt. Und wie die Verbindung geradezu schönheitschaffend wirkt, erweist jeder Versuch, aus einer Landschaft einzelnes herauszunehmen. Mit dieser Erkenntnis bewegen wir uns in einer Richtung, die mir als eine der wichtigsten erscheint und die nachhaltigsten Folgen hat. Die Natur arbeitet mit verhältnismäßig wenig Grundkräften und Mitteln, in deren steter Wiederholung sie aber so mannigfach wirkt, daß uns die Elemente meist

nicht zum Bewußtsein kommen. Das rhythmische Pulsieren dieser Kräfte bedingt die steten Wiederholungen. „Der Wind, der über die See streicht, erzeugt nicht eine, sondern tausend Wellen.“ Diese Wiederholung der Dinge in der äußeren Natur bedingt eine Wiederholung in der Wahrnehmung durch uns selbst, und das ist uns angenehm. Es liegt ja auch gleichsam in unserer Natur, als gesellige Wesen. Wir lieben die gesellige Siedelung der Menschen, Tiere, Massen, Berge, Bäume, Wolken usw., ja selbst die Siedelungen und Werke der Menschen. Und alle sind sie doch gleichartige Elemente, die zusammentreten und als Gruppen und Vereinigungen wirken. Die Einheit in der Mannigfaltigkeit tut uns wohl, aber die Säulenreihe eines Tempels. Wir haben dafür zahlreiche Beispiele. Die mit Säulen gleichmäßig besetzte Landstraße, Baumreihen überhaupt und viele Beispiele aus der Kunst und der Architektur. Und gehört der Rhythmus, den wir in jedem Landschaftsbilde wiederfinden, nicht zu den Wiederholungen? Wiederholungen zeitlich und räumlich, ganz gleich, immer wirken sie wohltuend. Dort bildet er ein Element, mit dem die ganze Kunst steht und fällt. Drum wirkt er da auch in ihr am stärksten. Aber gleich als obs nötig wäre, ein Gegengewicht zu schaffen: am herrlichsten kommt er erst zur Geltung in den kleinen Hemmungen und Förderungen, die der Künstler ihm aufzwingt. Wir merken wieder auf und erkennen, daß die absolute mathematische Regelmäßigkeit nur das Angenehme darstellt und daß im Ganzen noch zahllose unmerkliche Momente unterströmen, deren Natur wir nicht zu beschreiben wissen. Das Prinzip des Rhythmus, das während Schwellen und Ausflingen, äußert sich in der Kunst wie in der Natur in Gebirgen und Senkungen. „Bedingung seiner wohltuenden Wirkung ist immer der Zusammenhang, der entweder offen liegt oder gedacht oder geahnt wird: ich sehe ihn klar in einer Hügelkette, ich denke mir ihn in einer Inselreihe, in ahne ihn in einer organischen Entwicklungsreihe. — Die Abnung dieser Harmonien gehört zu den Elementen des Glückseligkeits im Leben mit der Natur.“

Wie aber die Wiederholung in potenzierte Weise schönheitschaffend wirken kann, zeigt die Tatsache der angenehmen Wirkung der Symmetrie. Auch in der Natur erscheint die Symmetrie, wo sie mancher Szene erhöhten Reiz gibt durch die Wiederholung des gleichen Motivs auf beiden Seiten. Zweifellos ist nicht alles darauf eingerichtet, symmetrisch gestaltet zu werden, und aus der Erkenntnis dieses Symmetrie des Aufbaues mechanisch erkünstelt oder erzwingen wurde, auch dort, wo sie der lebendigen Natur fremd ist und widerspricht. Sie wurde von vielen als Absichtlichkeit verworfen. Man schüttelte das Kind mit dem Bade aus. „Aber Fehn's Satz: „So wohlgefällig die Symmetrie in einem Kaleidoskop erscheinen mag, wird sie doch weder in einem Landschafts- noch in einem historischen Bilde ertragen“ ist durchaus nicht aufrecht zu erhalten; denn die ganze große Landschaftskunst der Sizilien und Tyrrhenum macht symmetrische Landschaften und mit welchem Erfolge! Eine allzu deutliche Regelmäßigkeit des Wuchses gefällt uns allerdings, z. B. bei Bäumen, nicht. Jeder Sturm, der Aeste knickt, ja jeder Baumfrevler kann für den Landschaftler die Natur verbessern. Aber die Asymmetrie darf nicht zu weit gehen. Ein Baum, der aus Stamm und einem einzigen mächtigen Queraste besteht, also einseitig, ohne wirkliche Krone ist, gefällt uns nicht mehr, ist nur noch barod.“ Höchst wahrscheinlich wird der so wunderbare regelmäßig gebaute Cotopaxi (in Ecuador) der schönste Berg der Welt genannt, weil sich in ihm gewaltige Größe mit Symmetrie paart.

Es ist ganz begreiflich, daß die Störungen in der Bedeutung der Symmetrie durch die Enge der Anschauung bestimmter Kreise, großer Gruppen von Malern, hindurchgingen, aber in diesem Schoke wurden sie auch wieder überwunden, indem man aus der toten Symmetrie der geometrischen Mittellinie eine wirkliche lebendige Symmetrie machte, nämlich die Symmetrie des Weges, der die

den eine besondere Bedeutung gewinnt die Symmetrie im Tal. Wo wie in den Mittelgebirgen die Bergmassen bis zu den Kammeinschnitten oft so hoch sind, daß sie dem Betrachter Mauern entgegenstellen, daher die Täler ohne Ausblick sind, bringt der Blick nicht in das Gebirg hinein, sondern haftet an ihm. Das richtige Tal kommt aber erst zur Geltung, wenn es Ausblicke eröffnet. Bei mäßiger Tiefe wirkt das Tal entschädigt als Rahmen, der das Tal, den See, das Meer in einem dreieckigen meist helleren Ausschnitt umfaßt. Der Blick in das Tal, der uns viel mehr fesselt als der auf einen Berggang oder auf eine Felswand oder auf einen Wald, erfährt eine neue Schärfe dadurch, daß er die Symmetrie der beiden seitlichen Gebiete durch ein ganz neues drittes, sie ganz erheblich an Bedeutung überragendes hebt, nämlich den Blick in eine Welt jenseits des Vordergrundes, die heller, größer und weiter ist.

Was Form und Grenzen hat, so daß wir es fest auch mit den Augen fassen und messen können, befriedigt uns. Ein Bild bloß mit Einzelheiten fällt auseinander, es bedarf eines Rahmens, der es zusammenfaßt und begrenzt. Geht ein Fluß durch ein Bild, so gefällt uns am besten das Stück, das er deutlich umschlingt, abgrenzt, rahmt. Darin liegt zumeist der Reiz der Flußinseln und Flußhalbinseln. Dabei kann der Rahmen selbst mit in die Erscheinung treten, indem er durch Pracht und Glanz das Bild hebt; jedenfalls ist er stets bestimmend für den Eindruck des Bildes. „Die Wasserfälle sind oft schöner durch ihre Umgebung als durch das fallende Wasser selbst.“ Fels, Wald und Wasser verweben sich zu einem Ganzen, erstere geben letzterem den Rahmen, und erst aus der nahen Vereinigung dieser Elemente entstehen zahlreiche großartige und schöne Szenen. Dabei ist natürlich ein Unterschied zwischen dem künstlichen Rahmen eines gemalten Bildes und dem Landschaftsbilde. Denn während wir jenes allseitig umschlossen wünschen, muß dieses nach oben zu frei sein, in ihm gehören Erde und Himmel zusammen, das folgt aus der Natur und aus ihrer Beschauung.

Ohne die endlose Weite nach oben wäre auch eine Fernsicht für uns undenkbar, durch den fernen Hintergrund wächst das Naheliegende und der Mittelgrund, das Bild gewinnt für den Vordergrund an Tiefe. Wie aber das Naheliegende die Landschaft beherrschen kann, so kann es auch die Ferne. Sehen wir auf einem Gipfel der Zentralalpen oder des Kaukasus, so haben wir einen Ausblick auf ein fast vordergrundloses Bild; von diesem Standpunkte aus, der vielleicht nur eine schmale weiße Firnscheide ist, geht es nach allen Seiten steil hinunter. Das gibt einen großen Unterschied der Hochgipfelaussichten gegen die Aussicht der Vorberge und der Mittelgebirge und gar erst gegen die Tieflandschaft.

Die schwarze Fahne.

Von Alex. H. G. Hermann.

Am Rande eines Sees gelegen, dessen schier userloses Bett im Horizont verschwamm, war die Villa Euphig, ehe dem das Besitztum eines alten Sonderlings, der sein ganzes Leben ein Epikuräerdasein geführt hatte. Von den Bewohnern der Gegend um den See erinnert sich kaum einer, ihn je zu Gesicht bekommen zu haben, und die Wenigen auch nicht aus einer freundlichen Ursache. Nur die Geschichte der schwarzen Fahne kennen sie alle, die heute noch auf der höchsten Wandung des kahlen Gemäuers weht, das verwittert und zerbröckelt als Rest der stolzen Besetzung geblieben ist. Durch das zerrissene, von wildem Laub und Gras umwucherte Gestein lugen Mond und Sonne auf ihrem wechselnden Gange, und in den öden Fenstern bis zum Keller hinab, in dem einst das aoldiae

gegründete, der nach ihm auch keine Erinnerung mehr das Besitztum der Stadt. Die schwarze Fahne aber an eisernem Gestänge weht drohend von der Spitze, als wolle sie der letzten Eroberung durch die Belagerer Verweisung wehen, die ihre Arme auch schon nach ihr emporstreckt. . .

Am Ufer des Sees lagerte an einem Sommertage vor langen Jahren, als seine sonnigen Fluten noch die bewohnten, prächtig schimmernden Mauern der Villa widerspiegeln, ein sonderbares Paar — ein Mann in verschliffenem Gewande mit harten, gefurchten Zügen und stark ergrautem Haar und Bart und ein Mädchen, um vieles jünger, mit sorgfältiger gehaltenen, wenn auch ärmlichen Kleidern, nicht reizvoll, wenn man den ersten Schmelz der Jugend damit meint, mehr ernst, von früher, bitterer Sorge berührt und fester gestaltet, als die meisten Genossinnen ihres Alters. . . Unverkennbar die Tochter des mürrischen Mannes an ihrer Seite.

Die Villa Teupig erhob sich auf einer breiten Landzunge, die sich weit in den blanken Wasserspiegel hineinschob, aus dem, wie von Geisterhänden festgehalten, gleiche Lilien aufstiegen, deren feuchte Kelche in dem leise hin- und wiederflutenden Wasser einen ewigen Reigen aufzuführen schienen, während Tropfen um Tropfen aus ihnen silbern in den See zurücktrann, wie leuchtender Tribut an die Bewohner in der Tiefe.

Das Mädchen sah ihnen zu, während der Mann stumpf auf das Haus starrte, welches, einen kräftigen Steinwurf entfernt, zwischen einigen Baumriesen hervorschimmerte. „Als hätten Feen Hände ihm ein Roetenstühl gebaut, wie es sich ein romantischer Kopf nur träumen kann!“ kam es halbersticht von den Lippen des Mannes. Und er war doch nie so ein Phantast, wie ich, der fremde Völker sah und Länder durchseelte und dennoch den Frieden nicht fand, während er nuchtern und gottlos in der heimischen Scholle nach diesem Golde grub und es auf diesem Präsentierbrett zu einem Haufen schichtete.“

„Beneide ihn nicht, Papal. Glück ist das auch nicht. Vielleicht Erfolg oder gar Zufall! Ich bin z. B. glücklich, daß ich dich habe — daß ich deine Tochter bin. Wer weiß, ob ich ebenso fühlte, wenn ich die Tochter meines Bruders wäre, auf dem Präsentierbrett da!“ fügte sie scherzend hinzu, während sie die harten Wangen des Vaters streichelte und ihm liebevoll in die finsternen Augen sah. „Schade! Und ich wollte ihn gerade heute bitten, dich zu sich zu nehmen, Edith.“

„Papal! Sie war aufgesprungen und kämpfte mit ihren hervorstechenden Kränen, die Hände flehend nach dem Liegenden ausgestreckt. „Wehe mich nicht von dir! Habe ich geklagt, daß du mich los sein wolltest? Wir haben auf den Bergen des Bierwaldstättersees gestanden, kaum etwas anderes zur täglichen Nahrung als Wein und Brot, und waren glücklich, daß beides so billig war! Wir sind in den Wäldern an der Ostsee spazieren gegangen — das eleganteste Badepublikum hat uns Reiz und Saß, wenn je diese Empfindungen uns erfüllen könnten, nicht aufzundigen vermocht! Unsere Gefühlswelt war eine ganz andere. Wir wandelten Sand in Sand durch die weiten, heiligen Hallen des Straßburger Münsters und das feierliche Dämmerlicht hat uns den vornehmen Besuchern mit den Maroquinbänden in den Händen gleich gemacht. Und angeht dieses wohllich geschickelten Steinhäufens willst du verzagen? Die Not hat dich liebgenommen und in ihrem Arm durch Länder und Völker geführt und — mich mit dir. Warum dies schöne Gleichgewicht des Weisammenseins stören, daß die eine nicht mehr wissen soll, wie dem andern ums Herz ist?“

„Es gab eine in meinem Leben, die nicht so dachte wie du und doch war sie — deine Mutter!“

Er blieb ausgestreckt liegen, den grauen Kopf mit den offenen, eisernen Zügen auf einen Arm gestützt und sah so zu ihr auf! „Sie hat diese Not als Triumph gegen mich ausgespielt und ist dann hingegangen und hat den reichen Bruder genommen. Dich wollte er nicht, du warst ihm noch zu klein!“

„Und heute willst du — nach 16 Jahren —!“ Ihr Atem stockte, sie rana veräeblich nach Worten.